

## Alan'ny fahagagana\*

### – durch das Dornenland von Madagaskar

Noch vor etwas mehr als einhundert Jahren war Madagaskar eine grüne Wildnis. „Nosin' ala“ nannten die Ureinwohner ihre Heimat vor der afrikanischen Ostküste, Waldinsel. Viel ist davon nicht geblieben. Weite Teile der Insel sind heute abgeholzt und kahl. Wo einst dichte Wälder standen, erstreckt sich dürres, unfruchtbares Grasland. Nur im Osten und Süden zieht sich ein schmaler Streifen Urwald um den Inselkontinent. Jenseits des Wendekreises des Steinbocks beginnt das Zauberreich des Dornenwaldes. Ein einzigartiges, vergessenes Paradies unter sengender Sonne, einsam, bedroht und von zerbrechlicher Schönheit.

Text: Dr. Klaus Sparwasser Fotos: Andrea Heumann & Dr. Klaus Sparwasser

„Tonga soa!“. Fidy, unser Chauffeur für die nächsten Wochen lächelt uns über den Goldrand seiner spiegelnden Pilotenbrille freundlich an, „Welcome to Madagascar“.

Hätte er gewußt, was ihm bevorstand, wäre ihm das Lachen wahrscheinlich schon bei unserer Ankunft in Antananarivo vergangen. „Tour classic“ steht auf dem Programm. Was Touristen halt so sehen wollen, „Madagascar as its best“. Routine, das Übliche eben. Von wegen!

Der Stift wandert über die Landkarte und kommt irgendwo im äußersten Süden der riesigen Insel zur Ruhe. Fidy schluckt. „The piste is very bad...“ Na und? Wir haben Zeit. Außerdem wirkt der japanische Allrader ganz robust.

Spätestens am Abend wird ihm klar, daß wir es ernst meinen. Angestrengt spähen wir durch die beschlagene Frontscheibe in die pechschwarze Nacht. Die hüpfende Lichterbahn vor dem Wagen wird bereits nach wenigen Metern von einer Waschküche aus Sprühregen und Wasserdampf verschluckt. Immer neue Schwaden wabern im tanzenden Lichtkegel heran.

Die Straße haben wir schon vor Stunden verlassen. Eine Abkürzung. Jetzt bilden sich schnell größer werdende, gewaltige rostrote Schlammflächen auf dem Urwaldtrack. Immer wieder schmiert der Geländewagen mit dem Heck in morastige Spurrinnen und irgendwo jenseits der Reichweite der Scheinwerfer erhebt sich schemenhaft wahrnehmbar dampfender Dschungel. „Special mission?“, meint Fidy und grinst gequält. Genau.

Dabei ist der Abstecher in den Regenwald nur ein kleiner Vorgeschmack auf das was vor uns liegt. Die eigentliche Arbeit beginnt hinter Ihosy. Bis dahin war die Sache ein Klacks.

Der 500-Kilometer-Abstieg aus der Dunstglocke der Zwei-Millionen-Stadt Tana und der dicht bevölkerten Kulturlandschaft des Hochplateaus mit seinen endlosen Reisterrassen und dem afro-asiatischen Flair ist kaum der Rede wert. Immerhin führen gut ausgebaute Teerstraßen nach Süden. Auch wenn die, besonders an Markttagen, von Menschentrauben und Ochsenkarren verstopft werden, die den Durchgangsverkehr in den engen Gassen mit madagassischer Nonchalance in ein charmantes Chaos verwandeln. Moramora – immer mit der Ruhe.

Nach und nach, auf dem Weg nach Süden, nimmt die Besiedlungsdichte ab. Die schmalen, zweistöckigen Häuser mit ihren Ziegeldächern und den schwarzen Rußfahnen vor fensterlosen

---

\* malagassy: soviel wie Zauberwald.

Öffnungen, weichen braunen Lehmhütten mit Strohdächern, die direkt aus dem dünnen Savannenboden zu wachsen scheinen. Die Reisfelder sind verschwunden. Die Täler der Hochebene öffnen sich nach Süden in weites einsames Grasland, an dessen dünnen Halmen Zebu-Rinder zupfen. Wie eine dünne rote Markierungsschnur schwingt sich die Piste in weiten Bögen vom Plateau de Horombe herab durch die Steppe gen Süden, eingerahmt von sanften runden Bergkuppen. Ziehende Wolkenberge werfen ihr Schattenspiel auf eine Hügellandschaft ohne Baum und Strauch. Unzählige Termitenbauten spicken die Erde wie zu groß geratene Maulwurfshäufen.

Schwankend wie ein Schiff bei Seegang poltert der Wagen Felsstufen hinunter und wühlt sich durch tiefe Auswaschungen. Von Dornenwald keine Spur. Auf den nächsten 150 km ändert sich daran wenig.

Das Land bleibt, soweit das Auge reicht, baumlos und kahl, von einigen lichten Eukalyptuswäldchen entlang ausgetrockneter Bachläufe einmal abgesehen. Vor 50 Jahren noch wären wir hier durch dichten Wald gefahren. Doch die steigenden Bedürfnisse einer explodierenden Bevölkerung haben den Wald zum Untergang verurteilt.

Die Menschen ringen der Natur ab, was sie zum täglichen Überleben brauchen: Ackerland für Cassava, Mais und Hirse, Weiden für die Zebus und immer wieder Holz. Holz zum Hausbau, Holz zum Feueranzünden, Holz zum Kochen. Tonnen von Holzkohle für die Herde der Wohnhäuser, die Feuerstellen der unzähligen Hotely's, zum Brennen der Lehmziegel. Überall schwelen unter Blätter- und Reisigbergen Kohlenmeiler vor den Hütten, dampfen Ziegelhütten in der Landschaft, stehen große Säcke mit dem begehrten Brennstoff zum Abholen bereit. Lastwagen karren die rußige Fracht in die großen Städte. Selbst dort ist Strom und Gas für den täglichen Bedarf unerschwinglich oder einfach nicht vorhanden. Unmöglich den Menschen Naturschutz nahe zu bringen, wenn es ums tägliche Überleben geht.

Wie in allen abgelegenen Teilen des Inselreiches herrscht auch im Süden, im Land der Bara, Antandroy und Mahafaly noch eine archaische Lebensweise wie vor hunderten von Jahren. Fast eins mit dem roten Boden, stehen winzige Siedlungen mit noch kleineren Lehmhütten in die Landschaft geschmiegt, gerade groß genug für die Bedürfnisse einer Familie. Dichte Palisaden aus Sisal und Kakteen um die Felder der Minidörfer trotzen ungebetenen Gästen. Dahinter spielen Kinder im Schatten der Papayas, arbeiten Frauen auf den Maniokfeldern oder bereiten im Schatten von Palmdächern vor den Hütten das Essen zu.

Der Stolz der Bara aber sind ihre Rinder. Je mehr davon, desto besser. Zebus kommen noch vor der Familie. Sie sind eine Frage der Ehre. Um sie drehen sich Rituale von der Geburt bis zum Begräbnis. Ohne Zebus ist ein Bara nichts.

Wie ein Trichter zieht sich das Tal zwischen flachen Bergrücken nach Süden, an deren Ende Port Dauphin und die ferne Küste des Indischen Ozeans liegen. Selten passieren wir größere Ortschaften.

In Betroka bemerkt man die Einflüsse westlicher Zivilisation. Häuser wie geleckert, irgendwann hat einmal jemand 50 Meter Asphalt hier vergessen und die Tische des kleinen Hotels zieren rot karierte Tischtücher. Draußen im Hof parkt ein Geländewagen der Europäischen Union. Entwicklungshilfe. Zwei weiße Beamte verlegen Strippen kreuz und quer durch den Gastraum und schimpfen auf französisch. Das Satellitentelefon will nicht.

Fidy verdreht vielsagend die Augen. Franzosen sind seit der Unabhängigkeit Madagaskars nicht gerade beliebt. Die Szene ist symptomatisch. Viele gut gemeinte Projekte erschöpfen sich in reinem Aktionismus und gehen Meilen am Ziel vorbei. Gelder versickern in korrupten

Amtsstuben und nach dem Abzug der Wohltäter ist alles wie gehabt. Was bleibt ist allenfalls das persönliche Engagement einiger weniger.

Hinter dem Ort ähnelt die Piste einer Mure, die einen Abhang hinuntersaust. Felsblöcke, tiefe Gräben und Geröllhalden verwandeln die Fahrspur in eine Mondlandschaft. Mehr etwas für Ochsenkarren. Fidy seufzt. Zentimeter für Zentimeter läßt er den Mitsubishi über die Stufen rutschen. Für ein paar hundert Meter brauchen wir ein halbe Stunde.

Die bulligen „Camions“, die zwischen Tolianara und Ihosy über die Piste rumpeln, antiquierte Afrika-Laster-Ungetüme der Marke Mercedes, haben es leichter mit den Löchern. Ihre Räder sind einfach größer. Auch wenn die menschliche Fracht auf der Ladefläche durcheinander-purzelt. Aber da die Ladung dicht gepackt ist, kann nicht viel passieren. Bis zu 70 Personen drängen sich zeitweise unter den Planen auf der Pritsche, 15 sind für ein Taxi-Brousse von Pickup-Format völlig normal. Wer unter Kontaktscheu und Hitzewallungen leidet, ist hier restlos fehl am Platze.

Selbst in unserem luftigen Gefährt wird es unerträglich heiß. Je weiter wir nach Süden kommen, desto unbarmherziger brennt die Sonne aus dem wolkenlosen Himmel. Die grauen Gebirge vom Morgen, aus denen zeitweise schwere Tropfen auf die Windschutzscheibe klatschten, haben sich im Glast der Mittagshitze aufgelöst. Hitzeschlieren flimmern über der Piste.

Die Landschaft beginnt sich allmählich zu verändern. Seit Beraketa ducken sich die Zuckerhüte der Termiten flacher auf den Boden. Die Vegetation nimmt zu, graue, wie verbrannt wirkende Büsche und Sträucher mit langen Dornen, trockenangepaßte, dürre Gewächse. Nicht wenige kennen wir als zierliche Topfpflanzen. Hier sind es stattliche Bäume. Meterhohe Weihnachtssterne, Aloe, Christudorn, Kalanchoe und Sansiveren, Wolfsmilchgewächse und Dickfußpflanzen. Und Baobabs. Dickbauchige Riesen mit speckig glänzender Rinde, kraftstrotzend und irgendwie gutmütig. Sofern man das von einem Baum behaupten kann. Jedenfalls gibt es kaum reizvollere Zeltplätze, als unter dem ausladenden Astgewirr eines der gewaltigen Flaschenbäume. Man fühlt sich beinahe geborgen.

Nach und nach breitet sich die ganze Pflanzenpalette des Dornenwaldes um uns aus. Dazwischen immer wieder winzige Weiler. Vier, fünf Lehmhäuser in die Landschaft geworfen, drumherum Papayas wie Fahnenmasten. Die Stachelwand der Kakteenwallung weist den Weg zum einzigen Schlupfloch. Dahinter versteckt sich der kostbare Besitz der wenigen Menschen, die hier leben. Cassava und Yams und ein paar Rinder. Mehr trägt der rote, lehmige Boden nicht.

Nicht weil es unfruchtbares Land wäre, es fehlt einfach an Wasser. Alles hier unten lechzt nach Regen. Doch der fällt spärlich in Madagaskars Süden und vor allem nicht verlässlich. Monate-, unter Umständen jahrelang regnet es überhaupt nicht. Dann irgendwann, meist in unseren Wintermonaten, öffnet der Himmel seine Schleusen. Die Niederschlagsmenge eines ganzen Jahres, runde 350 Millimeter, fällt in ein paar Tagen. Die Pisten werden zum wirklichen Flußbett, soviel Wasser auf einmal kann der Boden nicht aufsaugen. Der Rest verdunstet binnen Kurzem. Trockenrisse kriechen in den Boden, die Natur zieht sich zurück und wartet.

Dieser Kreislauf ist im Totenkult der Madagassen fest verankert. Leben, um zu vergehen, sterben, um weiterzuleben. Die Völker des Südens glauben fest an ein Leben nach dem Tode. Der Mensch stirbt nicht wirklich, er zieht um. Er bekommt quasi eine neue Adresse. Im Geiste weilt er unter den Lebenden.

Die Grabmale der Mahafaly sind prunkvoller gestaltet als Wohnhäuser, je nachdem, wieviel Rinder der Verstorbene besaß. Ein Großteil der Herde folgt ihrem Herrn ins Grab. Sie bildet die Nahrungsgrundlage für die oft langen Wartezeiten bis zum eigentlichen Begräbnis. Der Verblichene kommt erst unter die Erde, wenn alle Angehörigen versammelt sind. Und das kann dauern. Bis dahin dörrt der Tote vor sich hin, häufig etwas abseits des Dorfes, des Geruches wegen. Die Nachbarn werden mit Zebufleisch aus der Herde des Verblichenen bei Laune gehalten. Besitzlose bleiben solange unbestattet, bis die Hinterbliebenen wenigstens *ein* Zebu-Rind für die Zeremonie beschafft haben. Diese Not fördert einen gewissen latenten Hang zum Viehdiebstahl. Außerdem gilt es als Zeichen für Mut. Erfolgreiche Viehdiebe sind bei den Mädchen besonders beliebt. Sagt man.

Die Savanne am Rande des Dornenwaldes ist mit Gräbern geradezu gepflastert. Weithin sichtbar leuchten weißgetünchte Mauern aus dem Dickicht hervor oder blicken von Anhöhen über das ausgebreitete Land. Bis zu zweihundert Quadratmeter messen die Karrees. Aus den Steinhäufen hinter der Umfriedung ragen die Hörner der Zebuschädel. Alle in Marschrichtung, als zögen sie noch im Tode mit ihrem Herrn.

Kunstvoll geschnitzte und verzierte *Alo-Alo's*, hölzerne Grabstelen, Skulpturen aus Zement, erzählen von den Heldentaten des Verstorbenen zu seinen Lebzeiten. Flugzeuge, Autos, Lastwagen und vor allem Zebus in allen möglichen phantasiereichen Darstellungen, überragen den Schrein, der manchmal über der Grabanlage zu schweben scheint. Natürlich sind die Grabstätten „vadi“, tabu. Besonders für Fremde. Wehe dem, der Unerlaubt die Ruhe der Toten stört. Die Geister werden ihn heimsuchen. Falls er nicht ein Zebu stiftet.

Dann tauchen wir ein in das Zauberreich des Dornenwaldes. Japanische Entwicklungshelfer haben hinter Andalatanosy vor ein paar Jahren eine neue Piste durch den Wald planiert. Das Projekt zur Wasserversorgung der umliegenden Dörfer ist längst im Sande verlaufen, die Schneise jedoch blieb. Die rote Linie zerteilt eine skurril und leblos anmutende Pflanzendecke. „That's my paradise“, meint Fidy mit einer ausholenden Armbewegung. Nichts besonderes. Auf den ersten Blick nur hitzetote Pflanzen. Ein Spalier aus Dornen und Ranken und Lorbeerblättern. Reiserbesen werfen bizarre Schattenmuster auf den roten Sand. Die Peitschen der Raiketas, Feigenkakteen, stechen ins unendliche Blau. Mannshohe Aloe, den welken Blattshopf zerzaust und wie erschöpft um den Stamm gewunden, ragen geisterhaft aus dem Dickicht. Blattlose Pflanzen mit rundlichen Fortsätzen füllen die Lücken im Gebüsch. Die Namen sprechen Bände. Oktopusbaum und Würstchenstrauch, Korallenbusch und Elefantenfuß.

Hartes Holz oder fleischige Anhänge, die beiden Strategien gegen Vertrocknen. Denn der Wald lebt, er schläft nur einen geheimnisvollen Dornröschenschlaf, bis aus hohen Wolkenbergen Regentropfen fallen. Dann verwandelt sich das karge Gestrüpp für ein paar Tage in ein Blütenmeer.

Unmengen von Vögeln bevölkern den Dornenwald. Couas, Rennkuckuckverwandte mit blauen Augenringen halten einen zum Narren. Jedesmal flitzen sie dort über die Piste, wo man sie am allerwenigsten erwartet. Wiedehopfe pflücken Heuschrecken aus den Sträuchern, Railovy's, rabenschwarz mit eleganter Federboa über dem Schnabel und zweigeteiltem Fischschwanz, nähern Nester in Flaschenbaum-Nischen. In Australien und ihrem restlichen Verbreitungsgebiet heißen sie Drongos. Falken und Milane kreise über der knisternden Stille.

Auf dem Weg nach Ampanihy finden wir immer wieder Anzeichen von Brandrodung. Verkohlte Baumstümpfe von Baobabs, die zu „*sambu's*“, leichten Einbaumbooten, wurden, oder auch nur zu Holzkohle. In fünf, spätestens zehn Jahren, ist hier nichts mehr. Wieder ein

weltweit einmaliger Lebensraum unwiederbringlich dahin. Schlechte Zeiten für Paradiese. Fidy erklärt mir, daß mittlerweile selbst in Tana der Einfluß des Rückzugs der Natur zu spüren ist. Im Hochplateau regnet es wesentlich seltener als früher.

Wie Perlen ziehen sich die Dörfer die Fahrspur entlang. Wo immer wir unser Zelt aufschlagen werden wir neugierig taxiert. Man will sich schier ausschütten vor Lachen. Da kommen die reichen Vazahas in das Land der Geister und Lemuren und schlafen in einer Hundehütte. Unglaublich. In Sakamassai, was soviel wie zornige Katze bedeutet, tollen nur Hunde und Hausschweine durch den Staub. Auch die nachfolgenden Weiler wirken merkwürdig entvölkert. Erst vor Beahitse treffen wir auf eine lange Prozession von Menschen, die durch den Staub der Piste waten. Es ist Markttag und Märkte sind im Süden von Madagaskar ein zentrales gesellschaftliches Ereignis.

Bereits in aller Frühe strömen die Menschen von überall her in ihrer Festtagstracht zu den Versammlungsplätzen unter uralten hohen Tamarinenbäumen. Frauen mit geflochtenen Körben und Mädchen, in helle Tücher gehüllt, balancieren bunte Plastikeimern und Taschen auf dem Kopf. Junge Burschen preschen wie Halbstarke mit ihren Ochsenkarren durch den Staub. Männer wandern gemächlich in Gruppen zu Fuß, keiner ohne den obligatorischen Speer. Alle ziehen sie zum Markt, die Dorfältesten genauso wie die Allerjüngsten, die kaum laufen können. Hier und da wird schon mal eine Ziege auf den Schultern geschleppt. Nicht weil sie ihre Beine nicht mehr tragen würden. Aber frisch und ausgeruht erzielt das Tier beim Feilschen einen höheren Preis.

Im Schatten der ausladenden Baumkronen stehen Ochsenkarren, schnattern Enten, zetern Gänse, Truthähne und Hühner um die Wette, dösen stattliche Zebus, mit goldenen Halsglocken herausgeputzt, gleichmütig neben ihren stolzen Besitzern in der Sonne.

Ein paar Männer stehen mit wichtigen Minen palavernd beisammen. Alle mit Lanzen und in traditioneller Tracht, wie Krieger einer längst vergangenen Zeit. Wir nähern uns grüßend und fragen höflich nach einem Foto. Ratlose Blicke machen die Runde. Bis einer das Wort ergreift, ein älterer, hagerer Mensch mit funkelnden Augen und großen Gesten. Ein Redefeuwerk prasselt auf die anderen herab. Bestätigendes Gemurmel folgt. Schließlich nicken alle synchron und grinsen breit. Fidy übersetzt. Man will ein kleines Fest veranstalten und bittet um eine milde Gabe. 5.000 madagassische Francs und man posiert. Das wären schlappe zwei Mark fünfzig. Das Angebot die Bilder später in die Wildnis zu schicken, beeindruckt die Herrschaften wenig. Freundlich aber bestimmt lehnen wir ab, obwohl mich das Bild im Inneren noch lange verfolgen sollte. Wehret den Anfängen.

Vor den Ständen türmen sich Früchte und Gemüse. Mangos, Papayas, Ananas und Bananen, Tomaten, Maniok, Süßkartoffeln und in großen Säcken die Grundnahrungsmittel Reis, Mais und Hirse.

Ersatzteile für Ochsenkarren werden ebenso verkauft, wie das schwarze Fett, um die Achsen der stets eiernden Räder zu schmieren, Spatenblätter für die Feldarbeit, wehende, leuchtend bunte „lambas“, Wickeltücher und Stoffe für die Frauen. Um die vielen kleinen Essenstände herrscht geschäftiges, lärmendes Treiben. Man reicht in Fett gebackene, gefüllte Teigtaschen und leckere „mouf bolls“, knusprige, leicht süßlich schmeckende Brotbälle. Über offenen Feuern rösten Spieße mit Schweine- und Zebufleisch und die Luft ist erfüllt mit Gerüchen und fremdländischen Wortfetzen. Gelöste Atmosphäre, Jahrmarktsstimmung eben.

Nebenbei werden Geschäfte gemacht, Bekanntschaften erneuert und auch die eine oder andere Hochzeit auf den Weg gebracht. Vom ersten Sonnenstrahl bis zum Einbruch der Dämmerung dauert der Markt unter den großen Bäumen. Bis sich am Abend langsam alles auflöst und

jeder in sein Dorf zurückkehrt, beschwingt von den Erlebnissen des Tages oder auch dem einen oder anderen Bier.

Die Menschen wurzeln noch fest in alter Tradition und ihr Lachen klingt unbeschwert und fröhlich. Ihre Offenheit wirkt ansteckend und fast möchte man die alarmierenden Bevölkerungszahlen vergessen, denen erst die Natur und letztlich die Menschen selbst zum Opfer fallen werden.

Auf den letzten 50 Kilometern bis Andranovory fährt man durch weite Strecken mehr oder minder kahlen Landes und der dann folgende schütterere Trockenwald, erscheint unter dem dichten Puderzucker aus Bulldust so gespenstisch, als sei er schon gar nicht mehr von dieser Welt. Es ist zum Heulen und es ist wie überall: der Teufelskreis aus Armut und Überbevölkerung ist nur schwer zu durchbrechen.

Mit Erreichen des schwarzen Asphaltbandes, das sich von Toliara an der Westküste über Ihosy und Antananarivo weiter in den Norden zieht, endet unser Besuch im Dornenwald. Spätestens in zwei Tagen sind wir zurück in Tana, in einem Kulturkreis, der sich von dem unseren nur unwesentlich unterscheidet. Außer, daß hier die Probleme aller Großstädte noch drastischer zutage treten.

Voll von den Eindrücken des bizarren Zauberwaldes unter der sengenden Sonne, fühlen wir uns ein wenig fremd in dem lauten Trubel entlang der Teerstraße. Soviel steht fest, wir werden zurückkehren. In das dürre Dornenland mit seinem spröden Reiz. Bevor es zu spät ist. Wir möchten, daß diese einzigartige Landschaft und ihre Menschen überlebt. Und Fidy kommt mit. „Special mission“, meint er und grinst. Genau. Also dann: „Veloma Madagaskar“<sup>cs\*</sup>.

© *perentie productions* - nature documentaries  
Dr. Klaus Sparwasser

---

\* Auf Wiedersehen

## Kontinent oder Insel?

Madagaskar ist die viertgrößte Insel der Erde, nach Grönland, Neuguinea und Borneo. 16 Millionen Menschen leben hier, aus, je nach Auffassung, 19 ethnischen Gruppen. Es ist ein fruchtloses Unterfangen Madagaskar mit irgendeinem anderen Kontinent zu vergleichen. Weder die Landschaft noch die Menschen passen in das Raster irgendeines fest umrissenen Gebietes in den Tropen. Obwohl Ähnlichkeiten vorhanden sind, viele Ähnlichkeiten sogar.

Berge wie in den Anden wechseln ab mit indonesisch anmutenden Reisterrassen, an afrikanische Savannen erinnerndes Grasland mit der roten Erde Australiens und ihren zahllosen Termitenhügeln. Aber es *ist* nicht Asien, Afrika, Amerika oder Australien, es ist Madagaskar und die große Insel erscheint in vielerlei Hinsicht einzigartig.

Madagaskar ist ein Schmelztiegel, von Landschaften wie von Menschen. Die ersten Siedler kamen vermutlich schon vor über zweitausend Jahren mit kleinen Boot aus Asien auf die große Insel. Die Merina des Hochplateau verraten noch heute die Herkunft ihrer Urahnen. Andere, mit Gesichtszügen wie aus schwarzem Ebenholz geschnitten, zeigen die Gesichter der Völker Afrikas, deren Nachfahren vor Generationen der Sprung über die Straße von Mozambique gelang.

Seit 65 Millionen Jahren ist Madagaskar vom afrikanischen Festland getrennt. Zeit genug für Experimente der Evolution. Den einzigartigen Reichtum an endemischen Tier- und Pflanzenarten verdankt Madagaskar dieser langwährenden Isolation und der späten Besiedlung durch den Menschen.

Zwei Drittel der Insel sind geologisch uralt und bilden das 800 bis 1500 Meter hohe zentrale Hochplateau, das in Nord-Süd-Richtung fast die gesamte Länge der Insel einnimmt. Es ist keine flache Ebene, sondern eine sanft modellierte, fruchtbare Region mit Hügeln und Tälern und einem gemäßigten, kontinentalen Klima. Nach Osten bricht der Höhenzug abrupt in den Ozean. Der Südostpassat staut das ganze Jahr über Wolkenberge an den Hängen und im feucht-schwülen Klima der Tropen breiten sich dichte Regenwälder aus. Nach Norden, Westen und Süden fällt das Terrain eher allmählich ab und geht in die weiten Savannen um Morandava und die heißen Trockengebiete nördlich und westlich von Port Dauphin mit ihrem semiariden Klima über.

Viele Entwicklungen der Natur verlaufen in Madagaskar wie auf Inseln üblich, das Klima und die Ausdehnungen sprechen jedoch ganz klar für einen Kontinent. Wie immer, wenn die Entscheidung schwerfällt, hat man sich auf einen nichts und alles sagenden Begriff geeinigt: Inselkontinent.

## Ein heißer Garten Eden

Klimazonen und Landschaftsformen zerschneiden die große Inseln in unterschiedliche Lebensräume. Am bekanntesten sind die immergrünen Regenwälder im Osten mit ihrer reichen Lemurenfauna und die Savannenwälder des Westens mit den Baobab-Riesen um Morandava.

Im äußersten Südwesten lebt auf rund 2,9 Mio. Hektar Fläche eine feindselig anmutende Pflanzengemeinschaft. Wehrhaft, mit nadelspitzen Dornen trotz sie Eindringlingen und Wüstenwanderern. Ein Spaziergang durch den Dornenwald gerät schnell zu einem fragwürdigen Vergnügen.

Von den 191 Pflanzenfamilien Madagaskars sind 8 endemisch. Diese acht Familien entsprechen jedoch rund 6.400 Arten und damit knapp über 80% aller madagassischen Gefäßpflanzen. Speziell an das trockene Wüstenklima angepaßte Pflanzengruppen, für die es im Deutschen selten entsprechende Namen gibt, dominieren die skurrile Lebewelt des Trockenwaldes. Regen fällt selten im Südwesten Madagaskars, allenfalls 300-500 mm pro Jahr, meist, wenn überhaupt, in Form wolkenbruchartiger Regengüsse in den Monaten Dezember und Januar.

Didiereaceen, Crassulaceen, Pachypodien, Affenbrotbäume, Wolfsmilch- und Liliengewächse wie Dickblatt-, „Kakteen“, Kalanchoe, Madagaskarpalme, Baobabs, Christusdorn, Aloe und Sisal, haben ähnliche Strategien entwickelt, um im lebensfeindlichen Biotop zu überdauern. Wachstartige Überzüge an Blättern und Stämmen, winzige Blattorgane, Verhärtung der Gewebe und die Ausbildung von haarigen Fortsätzen verringern die Verdunstungsrate. Gleichzeitig bilden fleischige Blätter und Äste ein Wasserreservoir für schlechte Zeiten. Am imposantesten kommt dies in den dicken Bäuchen der Baobabs zum Ausdruck. Ihr Holz ist leicht wie ein Schwamm und speichert Tausende von Litern des Leben spendenden Naß.

Kaum jemand nimmt Notiz davon, daß diese so renitent erscheinende Vegetation im Schwinden begriffen ist. Dabei kennt man längst nicht alle Namen. Immer noch werden neue, unbekannte Arten beschrieben. Die einzig existierende Schutzzone verdankt ihre Existenz privater Initiative. In der Nähe von Toliara hat Monsieur Pétignat, ein Botaniker aus der französischen Schweiz, in über dreißigjähriger Arbeit einen „*Arboretum*“ genannten Garten zusammengetragen, ein Lebendmuseum quasi, das vielleicht einmal als letzte winzige Insel die zerbrechliche Schönheit des Geisterwaldes unter der sengenden Sonne dokumentieren wird.



## Der „Mensch-Faktor“

„Megadivers“ nennen Spezialisten die Artenvielfalt des madagassischen Lebensraumes. Der hochtrabende Begriff umschreibt die simple Tatsache, daß Madagaskar zu den fünf Ländern der Erde mit dem größten Pflanzen- und Tierreichtum gehört. Die Artenfülle hält jedem Vergleich mit den Lebensräumen anderer tropischer Regionen in Südamerika und Afrika stand, von den üppigen Regenwäldern entlang der Ostküste bis zu den trockenadaptierten Dideraceen-Gemeinschaften des Dornenwaldes.

Die meisten Arten, rund 80-90%, sind dazu endemisch, kommen also nur auf Madagaskar vor. Sie gehören entwicklungsgeschichtlich oft zu sehr alten Abstammungslinien, die andernorts längst ausgestorben sind. Daher ist der internationale Druck einmalige Regionen unter Naturschutz zu stellen sehr hoch. Madagaskar umfaßt heute 6 Reservate vom Status eines Nationalparks und über 50 Naturschutzgebiete. Das klingt viel, ist aber angesichts der massiven Bedrohung einzigartiger Lebensräume immer noch zu wenig.

Das Problem ist wie überall auf der Welt, der Faktor Mensch. Man schätzt, daß nahezu drei Viertel der ursprünglichen Wälder vernichtet sind. Im bemerkenswert kurzen Zeitraum von 2.500 Jahren. Just die Zeit seit Menschen von der Insel Besitz nahmen. Die Folgen sind verarmte, ausgelaugte Böden, Erosion und ausbleibende Regenfälle. Schon die frühen madagassischen Könige und Königinnen wissen um die negativen Auswirkungen der Entwaldung. Das erste Dekret gegen Brandrodung wird bereits um 1800 von Radama I. erlassen. Doch das Waldsterben geht weiter. Während 60 Jahren französischer Kolonialherrschaft werden zwei Nationalparks und 48 Naturreservate etabliert. Ihren Bestand schützen bewaffnete Ranger der Abteilung für Wald- und Wasserwirtschaft. Nach der Entlassung des Inselkontinents in die unabhängige Republik Madagaskar, fehlen die Mittel für staatliche Naturschützer. Zwischen 1960 und 1990 verschwinden dadurch rund die Hälfte der madagassischen Regenwälder von der Bildfläche.

Doch quasi-militärische Kontrollen sind keine Lösung für ein Übervölkerungsproblem. Es gilt ein nationales Bewußtsein für die Notwendigkeit des Erhalts einmaliger Biotope zu wecken, und die lokale Bevölkerung in solche Projekte zu integrieren. In den 80-er Jahren beginnen internationale Bemühungen, lokal angepaßte Managementpläne zur Landnutzung *und* Konservierung zu erstellen. Seit 1988 existiert ein 15-Jahres-Environmental-Action-Plan (EAP), mit dem Ziel, Richtlinien für eine effektive Umweltpolitik zu entwickeln, den ökonomischen Wert der Artenvielfalt festzustellen und bestehende Schutzgebiete zu managen.

Das Interesse der Welt an der Lebensvielfalt, die Wälder und Savannen bergen, rückt den Madagassen die Naturschätze ihrer großen Insel erst ins Bewußtsein. Für ein Land, das zur Zeit des „madagassischen Sozialismus“ über Jahrzehnte von der westlichen Welt isoliert ist, eine überraschende Feststellung. Seit 1992 hat Madagaskar de facto eine parlamentarische Demokratie.

Es wäre falsch, die Probleme Madagaskars auf den Naturschutz reduzieren zu wollen. Die Ursachen dafür liegen in einer ungebremsen Bevölkerungsexplosion und steigendem Rohstoff- und Nahrungsbedarf. Familienplanung und Geburtenkontrolle, schnell nachwachsendes Brennholz, alternative Energieformen, kontrollierte Nährstoffproduktion und „Ökotourismus“ heißen die Stichworte. Diese Ziele langfristig umzusetzen, bedeutet enorme Schwierigkeiten und das Licht am Horizont ist weit entfernt. Ansätze sind vorhanden. Für den Dornenwald im Süden Madagaskars kommen diese Bemühungen möglicherweise leider zu spät.

## Wo der Pfeffer wächst...

### Anreise:

Von Deutschland aus gibt es nur zwei direkte Wege nach Madagaskar, mit Air Madagascar einmal wöchentlich von München nach Tana und mit Air France via Paris. Air France bietet für Reunion, Mauritius Kombitickets an. Von den Komoren fliegt Air Madagascar und Air Austral, die im Wesentlichen die Inselwelt des Indischen Ozeans bedienen.

### Lage/Klima/Reisezeit:

Madagaskar treibt seit vielen Millionen Jahren isoliert vor der Südostküste Afrikas im Indischen Ozean, von der afrikanischen Scholle durch die 300 km breite Straße von Mozambique getrennt, mehr Kontinent als Insel, ein Inselkontinent eben. Eine grobe Einteilung ergibt vier Klimazonen: die immergrünen, feuchten Regenwälder des Ostens, mit hoher Luftfeuchtigkeit und tropischen Temperaturen tags wie nachts, die trocken-warmen Savannen des Westens, das gemäßigte Klima des Hochplateaus mit deutlichem Tag-Nacht-Gefälle und jahreszeitlichem Temperaturrhythmus und die heißen, trockenen, semiariden Waldgebiete des Südens mit 40° Tagestemperaturen und mehr. Regen fällt meist in den Monaten zwischen November und April, im Süden oft jahrelang gar nicht, im Mittel etwa 350 bis 400 mm. Eine „beste“ Reisezeit gibt es aufgrund der Größe der Insel eigentlich nicht, der Südwinter und die Übergänge sind die beliebteste Jahreszeit.

### Fahrzeug/Transport:

Wer individuell reisen und dabei extreme Landstriche besuchen möchte, kommt um ein Allradfahrzeug nicht herum. Einige Reisebüros haben sich auf Individualreisen im Indo-Pazifischen Raum spezialisiert. AKL mit Sitz in München, Linz und Tana vermietet Fahrzeuge mit Fahrer inklusive Sprit. Wesentlich billiger aber weniger planbar geht es mit den Buschtaxis und den großen Lastwagen, die auf den Pisten des Dornenlandes neben Transportgütern auch Personen befördern. Engster Kontakt mit der Bevölkerung ist dabei garantiert. Für die Strecke von Antananarivo nach Port Dauphin muß man gut 5 Tage kalkulieren, eventuelle Pannen nicht eingerechnet.

**Geld/ Verpflegung:** Landeswährung ist der Franc Malagasy (3.000 FMG  $\approx$  1,- DM). Die Banken akzeptieren neben Devisen (US\$ nur in größeren Städten), Travellerschecks und Kreditkarten der BNI/ Credit Lyonnais. Mit Visa und Mastercard bekommt man so seine Schwierigkeiten. Am unkompliziertesten verhält sich hier die Bank Madagascar Ocean Indien (BMOI). Madagaskar ist für unsere Verhältnisse ein preiswertes Reiseland. Wer es rustikal mag, kann sich in den kleinen Hotely's in den Dörfern und entlang der Straßen für Pfennigsbeträge verpflegen.

### Literatur/Karten:

Hilfreiche Empfehlungen und Tips findet man in „Madagsakar“ aus der Reihe „Richtig Reisen“ im Dumont Verlag oder im Reise Know How „Madagaskar & Komoren, Seychellen, Mauritius und La Réunion“ von Maisie und Wolfgang Därr. *Das Standard-Werk* über den Dornenwald sind die zwei Bände von Prof. Werner Rauh aus dem Strawberry Press Verlag, die es allerdings nur in Englisch gibt und leider sehr teuer sind („Succulent and Xerophytic Plants of Madagascar“, Vol. 1 und 2, ca. 180,- DM pro Band). Gute Karten gibt es vom Institut Geographique National: „Madagascar“ Carte Routière 1:2.000.000.

**Gesundheit:**

Ein wenig Vorsorge tut Not. Diverse Tropenkrankheiten warten auf den ahnungslosen Reisenden. Eine Malaria-Prophylaxe ist dringend anzuraten, empfehlenswert bis Vorschrift sind Impfungen gegen Tetanus, Polio, Diphtherie, Typhus und Cholera, je nachdem ob man aus Infektionsgebieten einreist. Letztere Impfung ist in ihrer Wirksamkeit fraglich, wird aber unter Umständen bei der Einreise kontrolliert.



## Bildlegenden

**Bilder 1 - 5:** Die Kulturlandschaft des zentralen Hochplateaus von Madagaskar. Schmale, hohe, oft ziegelrote Häuschen säumen die Straße, die nach Süden durch endlose Reisterrassen führt.

**Bilder 6 + 7:** Abstieg vom Hochplateau. Von den einst prächtigen Wäldern der Insel ist wenig geblieben. Bis zum Horizont erstrecken sich kahle, erodierte Hügel mit dürrerem Gras, nur unterbrochen von den Rauchsäulen der Kohlenmeiler in der Nähe der Dörfer, Symbol für den Niedergang des Waldes.

**Bild 8:** Zweihundert Kilometer südlich von Fianarantsoa wandelt sich die Landschaft von den schwimmenden Feldern des Hochplateaus zu trockenem Ackerland, auf dem anstelle des Hauptnahrungsmittels Reis, Maniok oder Hirse gedeiht.

**Bilder 9 - 15:** Ein Sinnesrausch von Farben (**Bild 13**, Markt von Ihosy) und fremden Gerüchen: Impressionen der Märkte im Süden Madagaskars. Unablässig scheinen die Menschen auf Wanderschaft. In Massen strömen sie, teils mit altertümlichen Ochsenkarren (**Bild 15**, bei Tongobory), über staubige Pisten zu den Marktplätzen unter hohen Tamarinenbäumen oder in die engen Gassen, wie in Ihosy. Die Märkte bieten alles, von den Grundnahrungsmitteln Reis, Mais, Cassava und Hirse, über Linsen und Bohnen, Zwiebeln und Tomaten (**Bilder 9 + 10**, Ihosy), frisch gefangenen Flußfischen (**Bild 11**, Ihosy) und Zebu-Steaks (**Bild 14**, Markt von Ihosy), bis hin zum Achsenfett für Ochsenkarren und bunten Stoffen für die Frauen (**Bild 12**, Markt von Beahitse).

**Bild 16:** Eines der winzigen Hotely's in Ihosy und typisch für das Leben in Madagaskar. Moramora, immer mit der Ruhe.

**Bilder 17 + 18:** Südlich von Ihosy, auf dem Plateau de Horombe mutet die Landschaft fast australisch an, rote Erde und dürres Grasland. Nur selten sind kleine Weiler in die Landschaft geworfen, einzelne Lehmhütten mit Dächern aus Stroh.

**Bild 20:** Für madagassische Verhältnisse ist die Ladefläche des Lasters so gut wie leer. Normalerweise drängen sich auf den großen „Camions“, die von Port Dauphin im Süden in fünf langen Tagen und Nächten bis hinauf nach Antananarivo verkehren, bis zu 70 Personen.

**Bild 21:** Der Stolz der Bara im Süden von Madagaskar: Zebu-Rinder. An ihrer Zahl mißt sich die Größe ihres Besitzers und für die Völker des Südens spielen Zebus bei Ritualen von der Geburt bis zum Tod eine dominierende Rolle.

**Bilder 22 + 23:** Dornenwald sucht man nördlich von Beraketa vergeblich. Dafür gibt es endloses dürres Grasland, hin und wieder von grünen Baumreihen gesprenkelt und tausend und ein Termitenhügel.

**Bilder 24 + 25:** Auf den rauen Passagen der Piste in das Dornenland, die manchmal eher einem Flußbett ähnelt, liegt der Stundenschnitt deutlich unter 20 km/h.

**Bilder 26 - 28:** Flußfuhrten sind zu queren, wo bewaffnete Anandroy ihre kostbaren Herden zur Tränke führen und immer wieder wird die staubige Fahrspur an trockenen Bachläufen von

hohen Mangobäumen überragt, in deren Schatten die stacheligen Kugeln der Sisalbüsche gedeihen.

**Bild 29:** In der untergehenden Sonne türmen sich hohe Quellwolken über der Savanne.

**Bild 30:** Camp im Grasland ein paar Kilometer bevor das Dornenland beginnt.

**Bilder 31 - 33:** Baobabs, die gutmütigen Riesen des Dornenlandes. Unter ihrem dicken Leib mit dem ausladenden Kronendach fühlt man sich irgendwie geborgen. Vielleicht nennen sie die Einheimischen deshalb „Mütter des Waldes“.

**Bild 34:** Dämmerung unter Tamarinenbäumen nördlich des Dornenwaldes. Nach all den Eindrücken des Tages genießen wir die Stille der einbrechenden Nacht bei Kerzenschein.

**Bilder 35 + 36:** Die Neugier liegt auf beiden Seiten. Nomaden treiben ihre Herden oft hunderte Kilometer bis zu den Fleischmärkten der Hauptstadt. Wenn man auf so seltsame Fremde trifft, ist dies allemal eine Pause wert. Das „Photo automatique“ mit dem Selbstauslöser sorgt für zusätzliche Erheiterung.

**Bilder 37, 37a + 38:** Allee von Affenbrotbäumen, mitten im Dornenland. Gegen die Riesen am Pistenrand wirkt ein erwachsener Mensch geradezu winzig.

**Bilder 39 + 40:** Typische Gewächse des Dornenwaldes: Kakteen und die Stämme der *Aloe's*. Es gibt unzählige verschiedene Arten und wie viele andere Pflanzen in Madagaskar besitzen die Agavenverwandten medizinische Bedeutung.

**Bilder 41 + 42:** Stumme Wächter der Zeit. Sie erst verleihen der Landschaft ihren fast surrealen Charakter: Flaschenbäume. Es dauert Jahrhunderte bis sie eine solche Größe erreichen.

**Bilder 43 - 47:** Zwei Strategien schützen vor dem Vertrocknen: hartes Holz mit Dornen ohne Blätter oder fleischige Stämme und Äste die jede Menge Wasser speichern. Aus dem Gewirr des Dornendickichts ragen Verwandte der Madagaskar-Palme, die würstchenartigen Fortsätze von Wolfsmilchgewächsen und die Peitschen des „Oktopus-Baumes“ *Didiera madagascariensis*.

**Bild 48:** Viele baumartigen Pflanzen gehören wie die bekannte Madagaskar-Palme zur Gattung Pachypodium und bringen ähnlich wie Affenbrotbäume flaschenähnlich aufgetriebene Stämme hervor.

**Bilder 49 + 50:** Sie sind die ganze Hoffnung Madagaskars und gleichzeitig sein Problem: die Kinder. Viele der Probleme entstehen durch Überbevölkerung. Doch eine Lösung ist nur in Sicht, wenn die existentielle Armut überwunden wird.

**Bild 51:** Der Fluch des Landes, der die Natur zum Untergang verurteilt: Holzkohle. Überall qualmen Kohlenmeiler in der Landschaft und in riesigen Säcken verpackt wartet der schwarze Brennstoff auf seinen Abtransport in die großen Städte.

**Bild 52:** Gespenstisch versinkt der Dornenwald nördlich von Tongobory unter einer dichten Schicht aus mehligem „Bulldust“.

**Bild 53:** Das „Arboretum“ von Monsieur Petignat wird wohl in absehbarer Zeit die letzte Zuflucht sein, wo Reste des einstigen Dornenwaldes als eine Art lebendes Museum überdauern.

**Bilder 54 + 55:** Chamäleons sind die artenreichste Reptiliengruppe Madagaskars. Einige davon, wie *Fucifer oustaleti*, bewohnen die heißen Regionen des Südens. Mit ihren zeitlupehaften Bewegungen, den unabhängig voneinander rotierenden Augen und der Fähigkeit zu einem, wenn auch langsamen, Farbwechsel, scheinen sie fast mit der Vegetation zu verschmelzen.

**Bild 56:** In Geröllfeldern und lichten Wüstenwäldern trifft man häufig auf Schildchsen (hier: *Zonosaurus madagascariensis*), stattliche Eidechsen von bis zu 40 cm Länge.

**Bilder 57:** Im allgemeinen sind die Landschlangen, die in den Trockensavannen vorkommen, harmlos. Der Gattung *Dromicodyras* fehlen die Giftzähne sogar vollständig. Andere jedoch, aus der Familien der Trugnattern besitzen einen vollständigen Giftapparat. Trotzdem ist aus Madagaskar erst ein Schlangenbiß mit Vergiftungserscheinungen belegt.

**Bild 58:** Das Madagaskar-Rebhuhn (*Margaroperdix madagascariensis*) ist ein typischer Savannenbewohner. Beim Streifzug durch das Grasland schrecken oft ganze Schwärme wild flatternd aus ihren Verstecken auf.

**Bilder 59 + 60:** Koblde der Trockenwälder. Kattas (*Lemur catta*) ziehen in Gruppen umher, auf der Suche nach reifen Früchten. Die im wahrsten Sinne des Wortes sprunghaften Gesellen mit dem endlosen langen, geringelten Schwanz, sind die einzige überlebende tagaktive Art der madagassischen Lemurenfauna, die wenigstens einen Teil des Tages auf dem Boden zubringt.